

Die Bereicherung des ökumenischen Dialogs durch die Begegnung mit den Kirchen des Ostens*

VON HERMENEGILD M. BIEDERMANN OSA

Über Fragen, die es mit den Kirchen des Ostens zu tun haben, zu reden, ist für mich von meinem Lehrauftrag her natürlich ein Bedürfnis. Aber, um es gleich vorweg zu gestehen, ich kann es nur in der Rolle eines nüchternen Liebhabers tun. Denn meine „Ehe“ mit der Theologie und Geschichte des christlichen Ostens ist über die ersten 25 Jahre hinaus. Die Verbindung ist deshalb nicht weniger eng und stark, aber eben — sie ist nüchterner, sachlicher, wenn Sie so wollen, geworden. Und wenn ich dann über den Dialog zwischen den Ostkirchen und der ökumenischen Bewegung bzw. dem Ökumenischen Rat der Kirchen sprechen soll, tue ich es wiederum nur mit einiger Sorge, fast hätte ich gesagt: mit einigem Unbehagen. Denn einmal sind unter Ihnen manche aktive Teilnehmer an diesem Dialog, und das seit vielen Jahren. Und zum andern gehöre ich der Kirche an, die bis heute nicht Mitglied des Ökumenischen Rates der Kirchen ist und lange Zeit auch dem Gespräch selbst fernblieb. Das Interesse freilich an der Sache der Einheit war immer in vielen Katholiken wach, und es galt nicht zuletzt den Kirchen des Ostens. Dazu trug gewiß in manchen Kreisen die Tatsache der unierten Gemeinschaften im Osten bei, aber katholische Ökumeniker blickten von Anfang an vor allem auch auf die Kirchen der orthodoxen Tradition im weiten Sinn, weil sie von ihrer Verfassung und von ihrer Theologie her Anregung für das Gespräch und ganz besonders Ausweitung des ökumenischen Gedankens gegenüber einer Verengung auf die Mentalität des Westens sich erhofften. Wobei, was zugegeben werden muß, bei manchen die Hoffnung eine nicht geringe Rolle spielte, die Mitarbeit der Orthodoxie in der Ökumene möchte die reservierte Haltung der eigenen Kirchenbehörden abbauen und somit die katholische Teilnahme eher ermöglichen. Kenner des christlichen Ostens aber erwarteten aus der Begegnung mit ihm für die katholische Kirche darüber hinaus Bereicherung und Vertiefung der überlieferten Formen und Strukturen. Ihre Hoffnung hat sich nicht zuletzt auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil zu erfüllen begonnen.

* Referat, gehalten auf der ersten Arbeitstagung der Orthodoxen Kirchen in der BRD am 26. 10. 1973 in Königstein/Taunus.

Vom 25. bis 30. September dieses Jahres tagte auf Kreta die „Gesellschaft für das Recht der Ostkirchen“ über das Thema: *Die Synode im Leben der Kirchen*¹. Die Teilnehmer waren Gäste der Orthodoxen Akademie von Kreta, die Metropolit Irineos, damals Oberhirte von Kissamos und Selinon, gegründet und zu einer guten Entwicklung geführt hat. Sie konnten auch eine Reihe der von ihm inaugurierten sozialen Einrichtungen besuchen und waren davon sehr beeindruckt. Doch was alle am meisten mit einer großen Freude erfüllte, war das Erlebnis einer echten Gemeinschaft über alle Grenzen der Kirchen hinweg, eines freien und offenen Gesprächs in den Sitzungen wie eines herzlichen Austausches in persönlichen Begegnungen bei den Mahlzeiten und den Fahrten über Land. Dabei ist das Kirchenrecht eine eher trockene Angelegenheit, sollte man meinen, freilich voller Brisanz in der theologischen Diskussion, weil in allen Kirchen vielfach mit der Überlieferung in Dogma und Leben eng verschränkt. Das trat sehr deutlich auf dem Kongreß zutage, aber eben nicht als Auslösung erbitterter Kontroversen, sondern als Anlaß, aufeinander zu hören, zu geben und zu empfangen. Es waren übrigens drei orthodoxe Beiträge, die am ersten Tag eine theologische Grundlegung des kanonistischen Rechts aufzuzeigen sich bemühten. Und westliche Kanonisten begrüßten diese Bemühungen in anschließenden Gesprächen als einen fruchtbaren Beitrag, das Recht aus der Gefahrenzone einseitig juristischen Denkens herauszuführen. Die sehr lebhaften Debatten, die diesen Referaten folgten, bestätigten die Notwendigkeit, die theologischen Voraussetzungen rechtlicher Strukturen im Leben und Aufbau der Kirche und der Kirchen vorab zu klären und sie immer auch mit zubedenken beim Erlaß wie bei der Interpretation der Gesetze in der Gemeinschaft der Glaubenden. Nicht zuletzt zeigten dies die kritischen Einwände orthodoxer Teilnehmer (Metr. Panteleimon, Prof. Anastasiou), nun gegen die Gefahr einer theologischen Engführung, wie sie in den genannten Referaten deutlich aufschien.

Genau hier stehen wir bereits mitten in unserem Thema: die Bereicherung des ökumenischen Dialogs durch die Begegnung mit den Kirchen des Ostens. Vielleicht könnte man es noch einfacher, verständlicher sagen: der Beitrag der Ostkirchen zum ökumenischen Gespräch, wobei der Umfang der „Ostkirchen“ auch die vorchalkedonischen Kirchen durchaus mit einschließt. Ihr Fehlen bei diesem Treffen hat mich, um es ehrlich zu sagen, etwas überrascht. Immerhin sind 2000 und eher noch mehr syrisch-orthodoxe Christen, wie sie sich selber nennen, in Deutschland als Gastarbeiter anwesend!

Ein erster Beitrag ist es nämlich von Anfang an gewesen, daß ihre Vertreter, ob es Bischöfe, Priester oder Laien waren, auf jeder Konferenz und bei jeder

¹ Vgl. unseren Bericht in: *Ostkirchliche Studien* 22 (1973), H. 4.

Gesprächsrunde eben die *Theologie* unmittelbar und gewissermaßen unverkürzt und unumgebar einbrachten. Theologie, das meint ebenso den dogmatischen Fundus wie die mystische Entfaltung der Paradosis. Wenn irgendwann in der Ökumene die Gefahr drohte, daß man die Einheit allzu nah oder allzu schmal begründet sehen wollte, stellten sie die Frage der Wahrheit in die Mitte der Diskussion. Wenn man sich, müde des Theologengezänks, wie man, vielleicht mit Recht, sagte, mit dem gemeinsamen sozialen Engagement, mit zivilisatorischen und kulturellen Hilfsmaßnahmen zufriedengeben wollte, verwiesen sie auf das Zeugnis des christlichen Gottesdienstes und auf die in ihm sich vollziehende Verklärung des Kosmos, die von keinem innerweltlichen Fortschritt überholt werden könne. Wenn man nur noch vom Dialog der Liebe redete, verwiesen sie auf die untrennbare Einheit von Liebe und Wahrheit. Wenn die Ungeduld, vor allem jüngerer und junger Ökumeniker des Westens, die zögernden Kirchenleitungen zu unterlaufen versucht war, wirkte die Zurückhaltung des Ostens, auch seiner Jugend, manchmal sehr ernüchternd auf das Ungestüm der andern. Und merkwürdig genug, wenn da und dort, unter Berufung auf den Primat des Lebens vor Dogma und Recht, einzelne oder ganze Gruppen in der Ökumene einer mystischen Einheit aller Getauften das Wort redeten, brachte im Wechsel der Fronten gerade die Orthodoxie die Kanones der alten Kirche wieder ins Spiel, auch ihre scheidende und trennende Kraft.

Natürlich kann hier einer einwenden, es sollte doch von der *Bereicherung* des ökumenischen Dialogs durch die Kirchen des Ostens die Rede sein; bisher sei eher von einer Erschwerung gesprochen worden, von einer Verzögerung sogar. Eine solche Beurteilung sähe nur äußere Vorgänge und ginge damit genau am Wesen der Sache vorbei. Nicht nach Erschwerung oder Verzögerung stand den orthodoxen Vertretern der Sinn. Viele von ihnen waren Ökumeniker der ersten Stunde, ein Metropolit Germanos Strenopoulos vom Patriarchat von Konstantinopel etwa, ein Hamilkar S. Alivisatos von Athen oder ein Stephan Zankov von Sofia, und ebenso die russischen Theologen von St. Serge in Paris, ein Sergij Bulgakov oder Georgij Florovskij, um nur einige Namen zu nennen. Als Metropolit Germanos 1927 auf der ersten Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung in Lausanne die Sondererklärung und darin die Vorbehalte der Orthodoxie vortrug, da tat er es, so wird uns berichtet, mit Tränen in den Augen². — Noch auf einer ganzen Reihe von Konferenzen gaben sie nachher in ähnlicher Weise ihre Erklärung in Fragen des Glaubens und der Lehre zu Protokoll, bis sie 1961 in Neu-Delhi zwar nicht auf die Klarstellung selbst,

² Vgl. R. Rouse — S. Neill, *Geschichte der Ökumenischen Bewegung 1517 bis 1948*, Göttingen 1958, II S. 27; vgl. ferner N. Zernow, *Die Ostkirchen und die ökumenische Bewegung im 20. Jh.*, ebd. S. 317—358.

aber doch auf ihre offizielle Aufnahme in die Akten verzichteten³. Sie taten auch diesen Schritt nicht leichten Herzens, sondern in Dankbarkeit für die erreichte Vertiefung der gemeinsamen Glaubensbasis und in der Hoffnung, durch ihren Verzicht erst recht zur Fortsetzung des Dialogs anzuregen.

Gerade in Neu-Delhi war es ja, daß die Vertreter der Orthodoxie eine wesentliche Frucht ihres jahrelangen Mühens eingeholt sahen. Die „Basis“, bis dahin allein auf Jesus Christus als Herrn und Heiland bezogen, wurde gefüllt mit dem Verweis auf die Hl. Schrift als Norm des Glaubens, und sie wurde es noch einmal durch das ausdrückliche *Bekenntnis zum trinitarischen Gott*. Würfte man es nicht aus den Berichten der vorausgegangenen Konferenzen und Verhandlungen, die Form allein, in der die neue Basisformel dieses Bekenntnis ausspricht, offenbart die Orthodoxie als seine eigentliche Quelle: Nicht als dogmatischer Lehrsatz, sondern als eine echte Doxologie wurde es eingefügt. Mich hat darum die neue Basis des Ökumenischen Rates der Kirchen an die Einleitung zur Rezitation des Credos in der Chrysostomusliturgie erinnert: „Laßt uns einander lieben, damit wir in Eintracht bekennen den Vater, den Sohn und den Hl. Geist, die wesensgleiche und unteilbare Dreieinigkeit“. Denn Ziel alles ökumenischen Mühens, aber ebenso Fundament seiner endlichen Frucht, der Einheit, ist das einmütige Bekenntnis des dreieinigen Gottes. Die Feier der Liturgie in den Kirchen des Ostens ist ein ununterbrochenes und unüberhörbares Zeugnis für dieses Verständnis. Für das Selbstverständnis des Ökumenischen Rates ist seine Hereinnahme in die Basisformel ein bedeutsamer Schritt gewesen auf die Fülle des christlichen Urzeugnisses hin. Ihre Übersetzung in die Praxis der Ökumene — so erscheint es dem Betrachter — ist freilich noch einmal eine Aufgabe, deren Lösung eher ein Geschenk des Geistes als eine Frucht menschlicher Bemühung sein wird, darum nie abgeschlossen, nie am Ende.

Man kann in der trinitarischen Erweiterung der Basis m. E. einen wirklichen Höhepunkt der Mitarbeit ostkirchlicher Theologen in der ökumenischen Bewegung sehen. Und er liegt eindeutig in der Richtung jenes Zweiges, der ursprünglich „Glauben und Kirchenverfassung“ hieß. Betrachtet man aber die Enzyklika des Ökumenischen Patriarchats von 1920 oder die ersten orthodoxen Überlegungen, wie sie etwa Alivisatos nach Genf im gleichen Jahr mitbrachte⁴, muß uns das eher verwundern. Damals — und noch nach späteren Dokumenten — war man auf orthodoxer Seite mehr der Auffassung, Zusammenarbeit mit den anderen Kirchen sei nur im sozialen Bereich möglich, nicht in der theologischen Diskussion. Fast möchte man sagen, es sei eine glückliche Fehleinschätzung ihrer eigenen Möglichkeiten gewesen, fast ein Mißverständnis sogar

³ Vgl. den Text dieser Stellungnahme in: Ostk. Studien 12 (1963), S. 74 f.

⁴ Vgl. die Dokumentation mit den einschlägigen Texten in: *Istina* 2 (1955), S. 93—97.

ihrer ökumenischen Sendung. Es war — und ist, heute wie je — die Gefahr des westlichen Christentums, der Versuchung des Horizontalismus zu erliegen, sich allzu schnell mit der Aktion zufriedenzugeben. Nicht von ungefähr nannte man bei uns den Zweig „für Leben und Dienst“ verkürzt einfach „für praktisches Christentum“. Hier war der mystische Charakter des Ostens in seiner Theologie, zusammen mit seiner von der Liturgie geprägten Grundhaltung im Leben, einfach das notwendige Korrektiv, wie freilich auch die zupackende Art der westlichen Christenheit notwendige Ergänzung des östlichen ist.

In Wirklichkeit jedoch bedeutete die Mitarbeit östlicher Kirchen von Anfang an mehr als nur ein, und zwar notwendiges Korrektiv. Sie brachte positiv Anregungen für die Thematik und inhaltliche Vertiefung der gestellten Fragen. Von der Zielsetzung her mußte das Verständnis der Realität *Kirche* zunächst von erstrangiger Bedeutung sein. Hier hat Sergij Bulgakov mit großem Nachdruck auf der Weltkonferenz für Glauben und Kirchenverfassung (1927 in Lausanne) die Einwände der Orthodoxie gegenüber einer Haltung, die einseitig die innerweltlichen Gegebenheiten und Ordnungen des kirchlichen Lebens vor allem sehen wollte, vorgetragen⁵. Doch nicht nur negativ, sondern eben mit dem positiven Ziel der Fülle wurden diese Vorbehalte eingebracht. Denn Bulgakov verwies auf die Einbeziehung der Heiligen Gottes in die Liturgie und das Leben des Ostens, die ohne die mystische *und* reale Teilnahme der Heiligen nicht mehr Liturgie und Leben des ganzen Gottesvolkes nach der Überzeugung der Orthodoxie wären. Damit führte er die Diskussion um die umfassende *communio sanctorum* in die theologische Arbeit der Ökumene ein, die vom Alltag her immer wieder in Gefahr stehen kann, über die innerweltlichen Komponenten kirchlicher Institutionen die umgreifendere Wirklichkeit des Geistes und der geistgewirkten Gnade aus dem Auge zu verlieren. — Im übrigen hat die Orthodoxie nicht nur den ÖRK in seinen Überlegungen zur Ekklesiologie angeregt; auch die Arbeit des Zweiten Vatikanischen Konzils wurde befruchtet. Die Nr. 26 der Konstitution „*Lumen gentium*“ über die Kirche z. B. ist sicher eine Art römisch-katholischer Frucht der eucharistischen Ekklesiologie im gegenwärtigen orthodoxen Denken, deren Bedeutung, gerade für den ökumenischen Dialog noch gar nicht genügend erkannt ist⁶.

Es ist dann überhaupt aufs Ganze gesehen das besondere Verdienst der Ostkirchen, die Aufmerksamkeit der westlichen Christenheit und ihrer Theologen stärker auf das weite und fruchtbare Feld der *Pneumatologie* gelenkt zu haben. Natürlich war auch im Westen der Hl. Geist als Person in der Trinität nicht vergessen, natürlich sprach die Theologie ausführlich über sein Wirken in der

⁵ Vgl. Rouse-Reill, a.a.O., II S. 332 f.

⁶ Vgl. den Kommentar von K. Rahner, in: Das Zweite Vatikanische Konzil, LThK I S. 342ff.

Heilsökonomie. Aber das Leben der Christen war allzu wenig von diesem Glauben an den Geist erfüllt, und auch das Leben der kirchlichen Gemeinschaft vollzog sich, wenn auch meist unbewußt, mehr unter anderen Vorzeichen. Zwar kann ich orthodoxen Theologen wie z. B. Nissiotis nicht folgen, wenn sie hinter dem Zurücktreten der Pneumatologie im Denken und Leben der westlichen Kirchen prompt die Strafe für das Filioque sehen wollen.⁷ Ich glaube eher, daß diese Entwicklung vor allem mit der romanisch-germanischen Mentalität zu tun hat, die von Anfang an das anthropologische Element stark betonte und seine Bedeutung im Heilsplan Gottes zu erkennen suchte⁸. In seiner Art hat das von daher geprägte westliche Christentum der Menschheit manche gute Dienste geleistet. Metropolit Irineos hat in seinem Referat für den Vergleich zwischen den Kirchen des Ostens und des Westens das Symbol des Kreuzes beschworen, m. E. mit gutem Recht. Gewiß kann der Querbalken nicht ohne den vertikalen Stamm sein, d. h. das mehr „horizontal“ geprägte Christentum des Westens braucht die tragende Kraft östlich mystischer Theologie und Frömmigkeit; doch der Stamm allein hätte nicht Christus den Erlöser getragen, er bliebe isoliert, d. h. das „vertikale“ Christentum des Ostens braucht die Ergänzung durch den innerweltlichen Dienst, das soziale Engagement des Westens, um seine ganze Frucht einzubringen. Zeugnis dafür sind heute manche Werke in orthodoxen Ländern, die erst mit Hilfe westlich-christlicher Organisationen erstellt werden konnten. Aber die Kirchen des Westens vermochten die mannigfache Gefahr der aus dieser weltzugewandten Orientierung erwachsenden Vereinseitigung nicht genug zu überwinden. Hier kam der Osten in der Tat zu Hilfe und ließ verborgene Reichtümer des Glaubens neu aufleuchten, verschüttete Quellen des Lebens wieder, oder wieder stärker, strömen. Für die katholische Kirche sind Zeugen dafür z. B. die neuen eucharistischen Hochgebete. Die Epiklese des Hl. Geistes, im römischen Canon ziemlich verdeckt, kommt jetzt klar und unüberhörbar zum Ausdruck. Ich bin überzeugt, daß sich darin die lebendige Begegnung mit dem Osten, nicht zuletzt im Rahmen des Konzils, deutlich niederschlagen hat. Als eine Art „Gegenbeweis“ könnte man die Versuche der holländischen Hochgebete anführen. Entstanden im Raum der katholisch-reformatorischen Begegnung, d. h. in der westlichen Tradition *allein*, lassen sie die Anrufung des Geistes über die Gaben weiterhin zurücktreten oder ganz vermissen und betonen statt dessen eine übermäßig horizontalistische Gedankenführung. Und dabei geht es gar nicht nur um ein paar liturgische Formeln, sondern um

⁷ Vgl. N. Nissiotis, Die Theologie der Ostkirchen im ökum. Dialog. Kirche und Welt in orth. Sicht, Stuttgart 1961.

⁸ Man bedenke nur die theol. Kontroversen des Westens im 5. (Pelagianismus) u. im 16. Jh. (Reformation) im Vergleich zu denen des Ostens im 4. u. 5. Jh. (Arianismus, Nestorianismus u. Monophysitismus).

das Bewußtsein, daß der Geist das ganze christliche Leben und die gesamte kosmische Wirklichkeit seit der Menschwerdung des Logos erfüllt und verwandelt. Die Epiklese über die eucharistischen Gaben ist dann freilich der höchste Ausdruck dieses Bewußtseins. Ich bin überzeugt, daß auch die gegenwärtige Diskussion um die Unfehlbarkeit, die keineswegs nur ein innerkatholisches, sondern zugleich ein eminent ökumenisches Problem ist, erst von einer lebendigen Pneumatologie her eine Lösung finden wird.

Der Rahmen dieses Referates verbietet es, dem Thema der Pneumatologie weiter nachzugehen. Andere Gebiete müssen ja noch angesprochen werden, auf denen die Mitarbeit der östlichen Kirchen nicht weniger bedeutsam und fruchtbar war, ohne daß ich freilich den Ehrgeiz habe, *alle* auch nur nennen oder gar genauer beleuchten zu wollen.

Ausdrücklich genannt sei gleich die Diskussion um die Stellung der *Überlieferung*, der *Paradosis*. Für die Orthodoxie bedeutet sie das heilige und unantastbare Erbe der Väter, den lebendigen Strom des Glaubens, der alle Jahrhunderte der Geschichte berührt und sie mit Leben tränkt. Sie ist selbst nur ein anderes Wort für „Leben“, wie Metropolit Irineos heute morgen bei der Liturgie treffend sagte. Das Nein der Reformation zur Tradition war aus der Erfahrung ihrer Zeit, aus einer Engführung menschlicher Traditionen erwachsen und hatte aus zornigem, aber begreiflichem Mißverständnis mit diesen geschichtsbedingten Formen auch wesentliche Grundlagen, ohne die sich Leben in der Zeit nicht in Fülle durchhalten kann, mitverworfen. Daß in der Ökumene neuer Zugang zur Tradition hinter allen Traditionen gefunden wurde, ist nach unserer Überzeugung nicht zuletzt eine Frucht aus der beharrlichen Teilnahme orthodoxer Theologen am Gespräch unter den Kirchen.

Auf gleiche Weise half die Orthodoxie mit, noch an einer anderen Stelle die eingefrorenen Fronten aufzubrechen, auch zum Segen für die Begegnung der westlichen Kirchen untereinander. Hatte es geheißen: Hie Kirche des Wortes — hie Kirche des Sakraments, in der Auseinandersetzung mit den Ostkirchen löste sich die Spannung. Es zeigte sich, daß ihre Liturgie ganz aus dem Wort des Alten und des Neuen Testaments lebte, ihm zudem weiten Raum gab in Lesung und Gesang; und dennoch schöpften sie ihre eigentliche Lebenskraft, auch und gerade in Zeiten der Prüfung und Verfolgung, aus den *Mysterien Christi*, die sie mit ungewohnter und so eindrucksvoller Feierlichkeit vollzogen. Nicht von ungefähr haben die Bemühungen um eine liturgische Erneuerung des evangelischen Gottesdienstes, vor allem in den neueren Lebensgemeinschaften (Michaelsbruderschaft, Taizé z. B.) immer auch Anleihen im Osten gemacht. Und wenn das Zweite Vatikanische Konzil die Volkssprache für die Liturgie in der lateinischen Kirche zuließ, so war die Erfahrung der östlichen Kirchen dafür wahrscheinlich von allergrößter Bedeutung. Schon vorher hatte ihre Praxis

entscheidend dazu beigetragen, die Feier der Osternacht zurückzugewinnen und damit die Fülle des Christusgeheimnisses in der zweiten Hl. Nacht des Kirchenjahres tiefer zu erfahren. Und mir will jedenfalls scheinen, als hätte auch die reichere Einbeziehung der biblischen Texte und Gebete in die nachkonziliare katholische Liturgie der östlichen Überlieferung nicht wenig zu verdanken. Umgekehrt kann ich es nur bedauern, daß eine m. E. allzu intellektualistische und rationalistische Reform des Fest- und Heiligenkalenders es zu sehr veräußert hat, die östliche Tradition genügend zu respektieren und mitzubefragen. Erzbischof Gregorius II. vom Sinai hat seine Enttäuschung darüber inzwischen mit ins Grab genommen; aber er war und ist nicht der einzige Enttäuschte.

Mit großer Entschiedenheit hat sich die Orthodoxie gegen jede Halbheit und Unklarheit im Leben der Ökumene ausgesprochen. Wenn Christen des Westens die Frage der Wahrheit beiseitezuschieben und über Kirchengrenzen hinweg *Interkommunion*, oder Interzelebration, durchzusetzen versuchten, auch gegen den Willen ihrer Kirchenleitungen; aber auch, wenn Kirchenleitungen selbst, etwa auf den ökumenischen Konferenzen, eine *offene Kommunion* anboten; und ebenso, als das Vatikanische Konzil Seelsorgerhilfe bis zur Sakramentengemeinschaft in Notfällen vorschlug — immer bestand die Orthodoxie darauf, daß Interkommunion nicht das Ziel sein könne, und auch kein Weg zum Ziel, das allein volle Gemeinschaft — *koinonia* — heiße; der Weg dahin aber sei die Einigung in der ganzen Wahrheit. Darum könne erst dann die Gemeinschaft am Altar wiederhergestellt werden, wenn zuvor die Einheit im Glauben gewonnen sei. Christen des Westens haben diese feste Haltung nicht selten als hart empfunden, ja als Selbstüberhebung abqualifiziert. Wer aber etwa einem Patriarchen Athenagoras begegnet ist und seine Liebe und Offenheit erfahren hat, weiß, daß z. B. aus seinen Osterbriefen⁹, bei aller Bestimmtheit in dieser Frage, eher der tiefe Schmerz sprach, weil die Zeit des gemeinsamen Kelches noch nicht gekommen sei. Doch diese Bestimmtheit, allen orthodoxen Kirchen gemeinsam, hat viel dazu beigetragen, das Gespräch über die Eucharistiegemeinschaft vor der Gefahr einer unheilvollen Vereinfachung zu bewahren. Wir dürfen hoffen, daß es uns, ohne faule und halbe Kompromisse geführt, einander in der entscheidendsten Frage näherbringt. Und gleich noch in der anderen, davon unablässigen Frage nach der Grundlegung und dem Sinn des *Amtes* in der Kirche. Es ist in diesem Zusammenhang nur zu bedauern, daß die ökumenischen Institute an den deutschen Universitäten ihr Memorandum über die gegenseitige Anerkennung des Amtes ohne Einbeziehung der Kirchen des Ostens

⁹ z. B. den in Ostk. Studien 16 (1967), S. 214—219 veröffentlichten vom J. 1967; ferner unsere Dokumentation: Der gemeinsame Kelch. Ein Papstbrief und seine Aufnahme in der Orthodoxie, ebd. 20 (1971), S. 189—202.

glaubten erstellen zu können. Notwendigerweise blieben darum wichtige Aspekte ausgeklammert. Der eingeschlagene Weg müßte, ginge man ihn zu Ende, zur Vertiefung und Verfestigung der Trennung zwischen Ost und West führen. Bedrohung der Ökumene selbst könnte daraus werden. Die Verflechtung der hier anstehenden Probleme im Leben und mit dem Leben jeder Kirche ist zu eng, als daß man, und sei es aus den lautersten Motiven, kurzschlüssige Lösungen angehen könnte.

*

Ich darf mein Referat nicht schließen, ohne auf eine andere Situation noch zu verweisen, die heute — neben den ökumenischen Gesprächen zwischen den Theologen, im Namen ihrer Kirchen oder aus eigener Initiative geführt — ein wichtiges Feld der Begegnung unter den Christen darstellt. Es ist sogar der Raum der *unmittelbaren* Begegnung, wie er nie vorher, jedenfalls nie in solchem Ausmaß bestand. Ich meine die Anwesenheit dieser Kirchen des Ostens, ihrer Gläubigen, ihrer Priester und Bischöfe mitten unter uns, in unseren ganz und gar „westlichen“ Ländern und unter uns ebenso „westlichen“ Menschen und Christen. Mir will scheinen, als hätte man diese Tatsache von unserer Seite noch nicht so recht realisiert, aber auch, als betone man von der anderen Seite noch zu sehr den Sonderstatus der Minorität. Natürlich, rechnet man in Prozenten, dann handelt es sich „nur“ um eine Minderheit in der Gesamtmasse der Bevölkerung, in Deutschland etwa oder in Frankreich. Aber in den Schwerpunkten ihres Arbeitseinsatzes ist die Situation doch schon eine ziemlich andere. Und darum könnte und müßte daraus Gewinn kommen für einen guten Austausch zwischen den Menschen verschiedener Nationalität und den Christen verschiedener, leider noch getrennter Kirchen. Es braucht dazu allerdings Aufgeschlossenheit und guten Willen auf beiden Seiten.

Lassen Sie mich hier nur noch ein Wort dazu sagen, was die Anwesenheit orthodoxer Mitchristen aus Rußland, Griechenland, Jugoslawien und der Türkei für uns Christen des Westens bedeuten kann, vielleicht bedeuten muß.

Was sonst nicht möglich wäre: Viele unter uns machen die Erfahrung einer anderen Denk- und Lebensweise, begegnen einer anderen Religiosität, erleben andere Formen, Gottesdienst zu halten, Feste zu feiern. Es ist gar kein Schaden, wenn das alles zuerst fremdartig erscheint. Bedenklich wäre freilich Überheblichkeit, Ablehnung, Blasiertheit. Wenn dagegen die Ungewohntheit Fragen auslöst, kann sie nur hilfreich sein, Interesse wecken, Gespräche anregen. Unsere eigenen Pfarrer und Seelsorger sollten sich zuerst diesen Fragen stellen, um dann das Interesse auch ihrer Gemeinden anzustoßen, zu fördern. Wo Menschen den andern fragen, ist schon eine erste Brücke zu ihm geschlagen. Und wo man sich um Kenntnis und Verständnis der Welt des andern bemüht, wird diese Brücke tragfähiger und verbindender zugleich.

Ich bin überzeugt, daß sich unsere oft allzu westlichen Horizonte nicht unwesentlich erweitern ließen. Die fertigen Urteile über die Unbeweglichkeit östlichen Christentums würden der Einsicht vielleicht weichen, daß in der langen und harten Geschichte nationaler wie religiöser Fremdherrschaft unter Arabern und Türken allein die enge und festgefügte Einheit von Volk und Kirche, getragen von einer starken Tradition, eben dieses Volk und diese Kirche gerettet haben. Und es könnte sich herausstellen, daß diese Tradition nur die, möglicherweise da und dort verkrustete, Schale des Glaubens und der Frömmigkeit ist, woraus Menschen unseres Jahrhunderts sehr wohl zu leben vermögen. Die Notwendigkeit übrigens, den Christen aus den östlichen Kirchen die Möglichkeit zu geben, ihr religiöses Leben inmitten unserer Gemeinden entfalten zu können, und darüber hinaus auch eine menschliche Gemeinschaft zu pflegen, wird schon aus sich selbst Kontakte und gegenseitiges Verstehen erwachsen lassen. Wir sollten solche Gelegenheiten nur mehr nützen. Das Urteil, das A. von Harnack, um nur den prominentesten Namen zu nennen, über die Orthodoxie zu Anfang unseres Jahrhunderts glaubte fällen zu müssen, würde heute sicher keinen Vertreter mehr finden¹⁰. —

Eine dringende Bitte freilich möchte ich auch an die andere Seite richten: Die Theologen und Männer der Kirche des Ostens möchten noch einmal genauer überprüfen, wieweit der Vorwurf des Rationalismus, seit den Tagen besonders A. St. Chomjakovs ohne Aufhören wiederholt, auch in diesen beiden hier übrigens, so uneingeschränkt und so undifferenziert zu Recht besteht. Denn auch der Westen kennt eine tiefe Mystik, ist anderwärts streckenweise vom Pietismus geformt; er zählt unter seine Heiligen so ganz und gar unrationalistische Gestalten wie einen Franz von Assisi und eine Theresia von Lisieux und zudem Menschen der Nächstenliebe, der äußeren Diakonie wie einen Vinzenz von Paul oder einen Damian Deveuster, und es gibt zu allem den fröhlichen Narren von Rom, den hl. Philipp Neri. Sie und viele andere sind nicht „vom Himmel gefallen“, wie man bei uns sagt: Auch sie sind Frucht der westlichen Spiritualität, wie die Heiligen der Orthodoxie Frucht der östlichen — beide zusammen aber zuerst Geschenk Gottes an seine Kirche in Ost und West.

¹⁰ Vgl. A. v. Harnack, Das Wesen des Christentums, Leipzig 1902, S. 147 f.